

Jür-gen-Klins-mann, C-Dur

Ortstermin: In Hamburg erklärt ein Musikpsychologe die Gesänge des Fußballs.



Wieso singt der Mensch im Stadion? Deutsche, die daheim selten noch mit den Kindern „Stille Nacht“ singen, wieso singen die „Ihr seid nur ein Karnevalsverein“, wenn Münchner gegen Köln spielen? Und wieso antworten andere, rheinische Menschen mit „Zieht den Bayern die Lederhosen aus“ zur selben Melodie?

Singen ist Ausdruck der Gefühle der leidenden Kreatur (Herder). Singen ist der Ruf an die Artgenossen um Unterstützung und Abschreckung (Darwin). Der Singende schaltet seinen Verstand aus, tut, was er allein niemals tun würde, wird Teil der Masse (Le Bon). Der Singende ruft höhere Mächte an (Klusen). Der Singende grenzt seinen Stamm gegen andere Stämme ab (Morris). Der Singende ist Hedonist, er genießt die Lust am Verlust der Kontrolle.

Die ersten fünf Thesen zitiert Reinhard Kopiez, die sechste These ist seine.

Die Hochschule für Musik und Theater ist eine weiße Villa an der Hamburger Außenalster, und der Mendelssohn-Saal ist ein hoher Raum mit Spiegeln und Kamin, nackte Engelchen zieren die Decke. 80 Menschen sind hier, künstlerisch Interessierte, drei Fußballfans, und vorn steht Reinhard Kopiez, Konzertgitarrist und Musikpsychologe, ein vergnügter Mann mit roter Krawatte, schwarz-weiß kariertem Sakko, wenigen Haaren. „Fangesänge“, das ist das Thema seines Vortrags.

Die Antike zuerst, „alles schon mal dagewesen“, sagt Kopiez: Bei Gladiatorenkampf und Wagenrennen gab es Tücher auf den Rängen und Ausschreitungen, sogar Groupies. Und Gesang. „Roma regina“, er klopft den Rhythmus aufs Pult, einmal gleichmäßig, einmal im 7/8-Takt.

Dann klappt eine Lücke von zwei Jahrtausenden. Primärreaktionen sind bekannt aus den Arenen bis 1963, „Ah“ und „Oh“ und Klatschen, sonst nichts. Aber 1963 schickte die BBC ein Team an die Liverpooler Anfield Road, denn dort geschah es: Die Zuschauer sangen „You'll never walk alone“, zu Ruhm gebracht von einer Beatgruppe namens Gerry & The Pacemakers. „Das war die Urhymne“, sagt Ko-

piez, die Fans sangen es getragen in 4/4 und kippten am Ende in den Walzertakt.

Das war der Anfang. Es gibt auch den Urrhythmus: kurz-kurz-lang-lang-kurz-lang-lang-lang-lang-kurz. Franz Beckenbauer sang so „Gute Freunde kann niemand trennen“.

Der Fan singt nicht vom Blatt, er singt auswendig, er erfindet keine Melodien, er erfindet nur Texte. Er ist ein musikalischer Allesfresser, er nimmt, was er gebrauchen kann, aus Oper, Pop und Karneval, auch Volkslieder aus dem 16. Jahrhundert. Selbst die Jugend wird konservativ im Stadion. Sie rappt nicht. Sie singt dort die Lieder aus dem Partykeller ihrer Eltern.

Jeder Verein hat sein Lied, aber im Prinzip singt der Süden wie der Norden und

wird laut im Saal, Kopiez hat vier Studenten mitgebracht als Demonstrationsobjekte, „Ihr könnt nach Hause fahren“ singen sie mit Beck's in der Hand. Angekündigt waren gemeinsame Gesänge mit dem Publikum, aber das Publikum ist nicht so.

Deutschland ist nicht so. Musikalisch gesehen, sagt Kopiez, wird die Weltmeisterschaft 2006 überschätzt. Nicht mal ein Dutzend Lieder konnten die Deutschen, die Engländer nur „God Save the Queen“, die Schweiz hatte „Hopp Schwiiz“, allein Korea dichtete aus „Freude schöner Götterfunken“ etwas Eigenes.

Ein Sommermärchen? Die Musik war vom Band.

Sein Publikum ist gegangen, Reinhard Kopiez denkt jetzt darüber nach, was anders geworden ist im Stadion. Es ist dieser Lärm. Als Deutschland gegen Italien verloren hatte, als Ballack weinte und Lehmann in seinem Strafraum hockte, hätte es ein paar Minuten lang still sein müssen. Dann hätten die Fans in der Südkurve ein tröstendes Lied angestimmt, und es wäre eine traurige, romantische, große Nacht geworden. So wäre es gewesen, früher. So war es nicht.

Sie spielten mit dem Abpfiff „You'll never walk alone“ vom Mischpult ein, zu laut, und Zuschauer, die singen und weinen wollten, hielten sich die Ohren zu.

Ein Irrtum, was sich heute in den Stadien tut, sagt Reinhard Kopiez. Ganz falsch. Der

Mensch, der singen möchte, muss sich auch hören können, sagt er, „sonst fehlt ihm die Rückkopplung“. Lärm macht den mundtot, der singen will.

Der FC St. Pauli spielte neulich gegen Wuppertal, es war das letzte Spiel vor der 40 Jahre alten Südtribüne, weil nun auch das windschiefe Millerntor ein tolles Stadion mit toller Lautsprecheranlage wird.

Es war nur ein 1:1, aber nach dem Spiel sangen die Zuschauer. Das Flutlicht wurde ausgeschaltet, sie sangen weiter, sie sangen noch eine Stunde lang. Er könne jetzt nichts sagen, erklärte auf der Pressekonferenz der Wuppertaler Trainer, so etwas habe er noch nicht erlebt. Wo auch?

KLAUS BRINKBÄUMER



Forscher Kopiez (r.): Wer singen will, muss hören

immer in Dur. Jede Kurve hat ihren „Chant-Leader“, den Chorleiter, und alle in der Kurve singen mit Hochdruck, und dann kippt ihre Stimme, und die Sänger brauchen Bier. Nach dem Spiel sind sie „stimmlich ruiniert“, sagt Kopiez.

Seit der WM 1990 forscht der Mann in den Stadien, er stieß auf Dinge, die er verwunderlich fand: Die Anhänger von Bayern München, die immer so stumpf wirken, beherrschen 53 Lieder, die ewig gelobten Dortmunder bloß 25. Die Hitfaktoren sind: die Eingängigkeit („Auf Wie-der-sehn“), die Sext-Quint-Terz-Struktur der Kinderlieder („Jür-gen-Klins-mann“), die Endlosschleife („Ruhr-pott-kana-ken“) und die Tonwiederholung („Zieht den Bayern ...“). Es